

Klaus Gasseleder

Fränkische Topographien (I)

Oktober in Falkenstein

Wo langsam alles braun wird ringsum, scheint um so bunter das Weinlaub, auf das die Sonne trifft und es durchleuchtet wie die Fenster der gotischen Kathedrale. Zwischen den Reben stehen Spielzeughäuschen mit Augen und Mund, Unterschlupf für die Winzer und ihre Geräte. Die geraden Reihen der Weinstöcke verlaufen senkrecht zu dem lehmigen Weg, der den Berg umrundet, so laufen sie nur scheinbar parallel, in Wirklichkeit aber aufeinander zu, verjüngen sich zum abgeplatteten Gipfel hin, ohne ganz zusammenzutreffen in einer Spitze.

Die Sonne trifft das Weinlaub an immer anderen Stellen, und die Schatten sind dementsprechend länger und kürzer, es verändert sich das Leuchten des Grüns zwischen den Rebreihen, das Glänzen des Laubs, und so ist alles in ständiger Bewegung. Blickt man nach Süden erhebt sich aus dem Weingrün das Waldgrün und darüber die runde ruinen- und mastengehörnte Kuppe des Zabelsteins.

Frisch riechen die jungen Brennesseln aus den gemähten Rändern der Wege, Löwenzahn sprießt, ein zweiter Frühling ist es im Spätsommer, wenn die Morgen kühl sind und den Menschen Erholung bescheren nach der langen trockenen Hitze. Noch ein wenig Regen, und dann gibt es schon die Pilzgerichte unten im Gasthaus, und noch ein paar Tage, dann sperren sie den Spazierenden die Wege, dann tummeln sich die Winzer und ihre Leute zur Lese, und noch ein wenig später, dann wandelt sich die Farben des Hügels vom Gelb ins Braun, und nur ein paar Stunden am Tag scheint dann noch die Sonne. Dann pfeift der Wind und peitscht der Regen und graubraune kahle Stangen lassen den Hang zum Gerippe erstarren.

Lange wird es nun dauern bis zum neuerlichen Grün.

Birnfelder Idylle

Morgendlicher Maiennebel: Am Wegesrand verfangen sich Tautropfen in Spinnennetzen, die zwischen verdorrten Halmen gespannt sind, als sei bereits Altweibersommer. Verschwommen liegt das Dorf liegt im milchig Grauen, dahinter schimmern im blassen Blau die Konturen des Haßbergkammes.

Ich umrunde den Ort, betrachte dessen Ränder, dort wo gemeinhin die Dörfer ausfransen ins Neubaugebiet, ins Nicht-mehr-Dörfliche, doch hier hält sich alles in den vorgegebenen Grenzen. Zum Berg hin nach Osten zieht sich die kleine Straße mit den in die Böschungen eingegrabenen Kellern, der Hügel vor dem Kamm ist mit Obstbäumen bestanden, die dem Dorf wohl einst den Namen gaben, wengleich mehr rundbekronete Äpfelbäume auszumachen sind als die ovalen Skelette der Birnbäume. Je mehr das Dorf dem Nebel entsteigt, desto mehr taucht der weiße Blütenteppich aus dem Grau.

Im Süden trennt ein Bach die Krautgärten von den Häusern ab, meterbreite Holzbrücklein führen hinüber. Dort an einer Wiese tapst ein kleines Kind, vom Opa beaufsichtigt und rupft die Butterblume ab, die fette Katze will er heben, doch sie ist ihm noch zu schwer.

Im Westen liegt rotbraun umgepflügt die Erde, der Weg führt hinaus, hinüber ins Nachbardorf, dort auf der Höhe hat man das steinerne Kreuz aufgerichtet, mit dem leuchtend weißen Jesus, dessen Füße eine fränkische Hauswurzpflanze kitzelt.

Auf den Straßen findet sich zu dieser Tageszeit keine Menschenseele außer den

hatschenden tappenden Alten aus dem Heim. Ein Mann stößt nur kehlige Laute aus, ruft er dem Nachbarn etwas zu, aber klar wird die Stimme, als er den Choral singt auf offener Straße. Hierher ins Schloß wird man zum Sterben verbracht, die Ärmsten der Armen, die nirgends mehr nutz sind.

Oben am Friedhof ist die halbe Fläche von grasüberwachsenen Gräbern bedeckt, aus denen jeweils nur ein Holzkreuz ragt, von gleichem Aussehen sind all die Kreuze, hier gibt es keine Standesunterschiede mehr. Die Querbalken tragen nur den aufgemalten Namen, nur die älteren Kreuze sind noch mit Metallschildchen versehen, die auch irgendwann abfallen werden, bis die Toten gänzlich namenlos sind. Nur ganz selten findet man dazwischen ein größeres schmiedeeisernes Kreuz, ein kleines Grabdenkmal wie in der anderen Hälfte des Friedhofs, dort hält man sich nicht mehr an den Spruch an der Pforte: *„Da drinnen auf dem Todenfeld / gilt nicht Schönheit, Ruhm und Geld / Nur gute Werke zählen hier / Freund, wie steht es da bei dir?“*

Der Blick vom Friedhof geht aufs alte Dorf, wie sich Fachwerkhäuser um die Kirche, das Schloß drängen, und im Vordergrund brechen weißgestrichene Quader das Bild, fensterladenlos, mit schwarzen Löchern, also auch hier. Das Hochziehen der Rolläden ist jetzt am frühen Morgen das einzige Geräusch. Tiere scheint es nicht mehr zu geben. Auch im Dorf drinnen zuweilen finden sich schon die weißen Häuser mit den Guckhöhlen, daneben Backsteinbauten, aber auch immer wieder Fachwerkhäuser, zerfallen zum Teil, von Kletterpflanzen berankt, die unteren Fenster zugemauert.

Eine steinerne Madonna wird vom Blechdach geschützt, um ihre Füße schlängelt sich Gewürm, das sich in den Falten des Rockes fortzusetzen scheint, das Gesicht ist zerfressen, kopflos liegt nun das Kind in ihren Armen. Ein weiteres Marienbild, am Schloßpark, zeigt eine verhärmte Maria, mit strengem bäuerischem Gesicht, ländlichem Tuch um den Hals, in den Händen der tote, übergroße Sohn.

Bleibt noch die Linde, die uralte Dorflinde, von zwei konzentrischen Steinsäulenkreisen umgeben, von einem langen Mast gestützt

und einem im Innern eingemauerten Eisen. Blatt- und blütenlos ist sie noch oder ist sie bereits tot?

Auch nach einer knappen Stunde meines Aufenthalts ist noch kein Auto durch das Dorf gefahren, am Arsch der Welt würde es liegen, sagen einige hier, aber dann ist es doch zumindest ein rosiger Kinderpopo.

Königsberg, ein pädagogischer Spaziergang

Noch nie habe ich das Ensemble der Fachwerkhäuser am Salzmarkt so hell gesehen, so leuchtend in der Mittagssonne.

Darunter ist das Geburtshaus des Regiomontanus, des großen Königsbergers, des größten Astronomen und Mathematikers seiner Zeit, der so vieles war, nur kein Bischof von Regensburg, wie man einst glaubte und wie es die Tafel am Geburtsort uns lehren will. Dort gibt es den Reichtum des Fachwerks zu bewundern, und auf der Tafel, errichtet zum 500. Todestag, steht geschrieben:

„Regiomontanus, geboren am 6. Juni 1436 bis 6. Juli 1476 als Bischof gestorben.“

Die Lehrerin mit ihrer Klasse, einer vierten wohl, nutzt diese Tafel zu Lese- und Rechenübungen. Daß Regiomontanus kein Bischof war, stört sie eh nicht, sie läßt die Kinder rechnen, in welchem Alter er Bischof wurde, was selbst dort nicht steht, denn es ist das Lebensalter, was die Kinder berechnen.

Danach geht man zum Brunnen mit der Regiomontanus-Figur. Die Lernkontrolle steht an: Wer ist der Mann? Lange kommen keine Antworten, schließlich sagt der kluge Jakob, der Name verweist auf neues Bürgertum, es sei der Bischof und sagt auch sogleich, er wisse warum, er habe nämlich eine Bischofsmütze auf, was in Wirklichkeit eine Gelehrtenmütze ist. Das kann er nicht wissen, aber die Lehrerin glaubt ihm und lobt ihn wie immer.

In der Sonne strahlt eines der schönsten Fachwerkensembles Frankens. Die Lehrerin prüft dort Lesen und Rechnen, das kann man

abprüfen, das kann man lernen, Schönheit aber nicht.

Zur Zeit, als Regiomontanus lebte, gehörte die Mathematik noch zu den freien *Künsten*.

Im Böhlgrund

Pünktlich zum Novemberbeginn hatte das Nebel-Regen-Wetter eingesetzt, die Kälte, die die Beine hochzieht und durch Jacke und Pullover dringt. Jetzt ist es wieder milder geworden, und am Himmel zeigt sich ein wenig Sonne hinter Milchglasscheiben.

Der Böhlbach wendet sich vom Zabelstein kommend durch den Grund, durch Wiesen und Wälder, und ich gehe dem Ursprung entgegen bergauf. Von Zell aus, wo das Tal sich geweitet hat, kommt man an vereinzelt Äckern vorbei, die großen umgepflügten Schollen (was hat man dem Wort angetan?) glänzen silbern im milchigen Licht. Auf beiden Seiten des Tales erheben sich die Berge, drängt der Wald hinunter bis zum Auwald am Bach, wo im Frühjahr weite Bärlauchflächen betörenden Duft verbreiten.

Ein paar letzte Felder noch im engen Tal, dann Wiesenwildwuchs, hoher Klee, Melde- und Greiskraut, Spinnweb und Wegwartenstengel. Hin und wieder peitschen Schüsse aus Weinbergskanonen durch das Tal. Immer feuchter werden die Wiesen, immer höher das Gras, Tauperlen schaukeln an den Halmen, es wechseln Licht und Schatten, kleine Wäldchen säumen den Weg und treten zurück hinter neuen Wiesen. Es plätschert der Bach, der über Baumstümpfe fließt, feucht ist schon die Luft im Schattenwald.

Und wieder flirrt Licht über dem Weg, eine sonnige Wiesenbucht, dicht das Gras, fiederiges Grün dazwischen und Herbstzeitlosen, mit ihren hellvioletten Blättern, abgespreizt von den gelben Stempeln und Narben, Colchizin in tödlicher Dosis sicherlich. Der Bach macht Schleifen, mäandert, dem Wald zu, dort, wo er sich staut, ist ein Gluckern. Es leitet eine steineme Brücke den Fahrweg über den Bach, der hier auf engem Raum ein umgekehrtes S, ja fast eine Acht beschreibt.

Immer wieder Licht und Schatten im Wechsel, dann langsames unaufhörliches Anstei-

gen, Seitenwege zweigen ab, dichter wird der Wald, und nochmals ein Öffnen, Flatterschatten des Pfauenauges über dem Weg, am Rand stehen hölzern der Hasel und Stengel mit flauschig Verblühtem, dann und wann ein Jägerstand, und schließlich der Steine fahrende Lkw, die Staubnebel hüllen das Tal in einen Morgennebel aus Aufgewirbelten, ein flüchtiger Theaternebel, doch zurück bleiben wirklich und grau die Pflanzen am Wegrand.

Schließlich nur noch geschlossener Wald und ein feuchter Weg, nasser Geruch von Brombeergrün am Rand, verblühte Stauden unbekannt, Brennesseln übermenschlich und allerlei Krautflut (Franzobel). Noch folge ich dem Bach, sein Rand ist nun schwarz, moderdunkel, daneben blausichtiges Immergrügedeck, eine letzte Waldwiese voll trockener Korbblüten, dann erreiche ich die Hochstraße, die über die Berge hinweg führt.

Schloß Höllrich

Je glatter das Menschenwerk, desto mehr schätzen wir den Verfall, den sichtbaren Triumph der Natur über das Künstliche, doch wo die von den Heimatpflegern und Touristikunternehmern hergerichtete Ruine schon wieder zum Abbild des Unveränderlichen, zum immer wieder reproduzierten und vorgeführten Markenzeichen geworden ist, da ist kein Platz mehr für das, was zerfällt.

Willst du dem entgegen, das Subversive fast suchen, dann mußt du dorthin wandern, wo die Ordnungsfanatiker vom „Schandfleck“ sprechen, dort wirst du die Winkel an der Schloßmauer entdecken, an denen die Kletterpflanzen klettern dürfen, die Hecken, in denen die Nachtigallen wohnen, wirst ein Nebeneinander finden, von Bewohntem und Zerbrochenem, eine Nebeneinander von Fenstern und mit Brettern vernagelten Löchern, ein Nebeneinander von eingedecktem Dach und Kunststoffplanen, die die Löcher im Dach dürtig nur decken, die im Wind flattern, der einst darunterfassen und die Decke emporwirbeln wird.

Kommst Du ans Schloß Höllrich, zwischen Gemüden und Hammelburg gelegen, verführt dich kein Parkplatz zum Halten, du

balancierst mühsam zwischen umgepflügten Feldern und Brennesselrainen zur Mauer der ehemaligen Wasserburg und findest dort immer neue Winkel zum Schauen. Im Unterfrankenführer liest du zu Hause, das Schloß böte ein „trauriges Bild der Verwahrlosung“.

Ruine Homburg – ein Sommerbild

Das ist mehr als eine Ruine, oder meinetwegen zwei oder drei, wenn man genau sein will, das ist eine Landschaft für sich, da führt ein Weg vom Burgraben scheinbar fort in unbestimmte Richtung über das Steppengras, da führt der Rundgang über steinerne Fläche, der zerbrochene Kalkstein bildet natürliche Mauern, dazwischen graben sich hohle Wege, und überall entwachsen dem Stein Wacholderbüsche und trockenheitsliebende Pflanzen. Im Frühjahr die Küchenschelle, die blaue Blumen Kalksteinfrankens, dann allerlei Orchideen, und über den Boden kriechen ungezählte kleinblütige kleine weiße und gelbe Sterne. Im frühen Sommer reifen rot und schwarz die wilden Kirschen, dazwischen wachsen stacheliges Distelgestrüpp und windgekrümmte Kiefern. Im hohen Sommer blühen Johanniskraut und gelbe Margeriten, es brennt die Sonne herab und die weißen Steine fangen die Wärme auf und spiegeln einen Teil davon zurück.

Unter einem steinigem Dach, an den Berg geschmiegt wie eine Gebirgshütte, liegt die Wirtschaft des „Schoppenfranz“, und drinnen sitzt die weißhaarige Alte, die von irgendwoher gekommen scheint, nur nicht aus einem fränkischen Dorf, liest in ihren Zeitungen und bewirbt die wenigen Gäste. Eine Idylle, stunden draußen nicht Stühle in einem Plastikgrün, wie man es allenfalls noch in Italien mit Meerblick dahinter erdulden könnte, aber ansonsten ist der Blick nicht zu verachten, hinunter über wilde Weinbergswegen ins Tal und darüber hinweg nach dem Wald hin, der dann irgendwo nach ein paar Kilometern den Wanderern versperrt sein wird von Stacheldraht und Soldaten. Auf dem gewellten halbdurchsichtigen Plastikdach der Wirtschaftshütte räkel sich die Katze und wirft seltsame Schatten nach unten, begleitet von einem kratzenden Geräusch und einem lauten Pol-

tern, wenn sie ihren schweren Körper nur dreht.

Draußen brennt nochmals die Abendsonne und strahlt zurück im weißen Kalk und vorne, wo man ins Tal sieht, wirft sie rötliche Schimmer ins Wiesengrün und Ackerbraun. Zeit ist es, nochmals hinüber zu gehen zur Burg, nein zwei Burgen sind's oder gar drei, zusammen von gewaltiger Länge. Und so steige ich von einem Hof in den anderen und dann wieder hinaus auf die Steppe, und es geht die Sonne bald unter, und dort zwischen den Pfaden in einer Mulde, unsichtbar fast, möcht' ich mit dir ruhen, Geliebte, denn steinig ist der Untergrund zwar, aber warm. Hier möcht ich mit dir ruh'n, wenn die knallige Sonne sich davongemacht hat, liegen auf den erhitzten Steinen, hinstrecken wollen wir uns unterm Sternenhimmel, sternhagelvoll von Wein, und im Wacholdergebüsch die Nachtigall, sie singt heute für uns Trunkene allein.

Sonntagmorgen:

Schweinfurt, Martin-Luther-Platz

Ungehindert von einkaufswilligen Menschen fegt der Wind durch die Gassen, über den Platz, trocknet die Pfützen, die nächtlicher Regen hinterlassen hat, läßt die bunten Fahnen vor den Kaufhäusern flattern und treibt die kostenlosen Anzeigenblätter über Markt und Straßen. Die Nase verspürt nichts als den Geruch des Regens, weder Benzin noch Pommes-Frites-Gerüche beleidigen die Geruchsorgane, vor den Augen bleiben die scharfen Konturen der Häuser starr, verwackeln nicht hinter flirrenden Luftbewegungen, es sei denn man blickt hoch zu den Gipfeln der höchsten Häuser, die gegen die Wolken anwandern. Die Ohren hören nur den Wind, der die Fahnen knattern läßt, dann kurz hintereinander und immer häufiger das Schlagen von Autotüren am Parkplatz, dann kommen Menschen, paarweise, familienweise, herauf auf den Kirchplatz, sonntäglich gekleidet streben sie dem Tor der Kirche zu, es hämmern die Glocken, es beten die Gläubigen, aus dem nunmehr geöffneten Frühstückscafé dringt der kalte Zigarettenrauch der vergangenen Nacht.

Herr Goethe war sehr angetan

Die Karriere des Würzburger Künstlers Johann Martin von Wagner erfuhr durch den Geheimrat in Weimar und seine Kunstfreunde spürbaren Anschub. Dann allerdings verlor sich das gegenseitige Interesse.

Daß Würzburg über den „Steinwein“ hinaus, den Goethe bekanntlich gern und reichlich genoß, mit einer weiteren Verbindung zu Deutschlands Dichter-Heros, dessen 250. Geburtstag am 28. August weltweit gefeiert wurde, aufwarten kann, war sicherlich nicht allgemein bekannt. Eine kleine, aber feine Ausstellung im Würzburger Martin-von-Wagner-Museum erinnerte, daß justament der Namensgeber des Museums, Mäzen und königliche Kunstagent (1777–1858), Sohn des Würzburger Hofbildhauers Peter Wagner, entscheidende Karriereimpulse aus Weimar erfahren hatte.

Und das kam so: Der junge Johann Martin, der nach Lehrjahren in des Vaters Würzburger Rokoko-Werkstatt an der Wiener Akademie nach künstlerischer Weiterbildung strebte und sich dabei dem Klassizismus verschrieb, beteiligte sich an einer von Goethe und den „Weimarschen Kunstfreunden“ ausgeschriebenen Preisaufgabe. Eine Zeichnung („Odysseus, Polyphem besänftigend“) war zu erstellen. Der Geheime Rat in Weimar, wie man weiß, ein glühender Bewunderer der Klassik, war begeistert von Wagners Wettbewerbsblatt und wohl auch von einem mit Eifer geschriebenen Lebenslauf, den Wagner auf Wunsch beigelegt hatte:

Ich überschicke Ihnen hier ein Zeichnung für die Aufgabe von diesem Jahr. Eine Erklärung darüber zu machen bin ich zwar nicht willens, weil ich glaube, daß ein Werk der bildenden Kunst sich selbst vollkommen aussprechen müsse, wenn anders der Gegenstand dazu genügend ist. Zweitens finde ich es auch für überflüssig, indem ich überzeugt bin, daß Sie gewiß darin finden werden was darin zu finden ist; und was darin nicht enthalten ist, das kann und wird auch eine Erklärung



Jo. Martin Wagner.

Porträt Martin von Wagners aus dem Jahr 1836. Es zeigt einen kraftvollen Mann mit kritischem und gleichzeitig gutmütigem Blick.

Fotos: Martin-von-Wagner-Museum (3)

nicht ersetzen. Unterdessen hielt ich es doch für gut, den Gesichtspunkt anzugeben, aus dem ich es betrachte. Sie können wenigstens daraus sehen, war ich eigentlich willens war auszudrücken und in wiefern ich das erreichte, was ich darstellen wollte.

Ich wählte den Augenblick, wie Ulysses eben aus seinem Schlauche dem schon halb betrunkenen und vor sich hin lächelnden Ungeheuer von seinem rötlich schwarzen Weine einschenkt und der Schlafgott im Begriff ist, sein Horn über ihn auszugießen. Ulysses bemerkt schon mit heimlicher Freude die Wirkung seines köstlichen Weines, unterdessen seine Gefährten ganz furchtsam in einer Ecke im Hintergrund zusammen kriechen, voll banger Erwartung, ob ihr Vorha-